



Saskia Eisenhardt/Silja Leinung/Uta Pohl-Patalong

Religionsunterricht gestalten in der digitalisierten Welt

unter Mitarbeit von Antonia Lüttke

VANDENHOECK & RUPRECHT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2024 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,
ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schönningh, Brill Fink,
Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: von Saskia Eisenhardt mit KI erstellt (Dalle-E); verlagsseitig modifiziert
Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-70008-3

Inhalt

Einleitung	7
Digitalität begegnen (<i>Antonia Lüdtkke</i>)	11
I Förderung der Subjektwerdung der Schüler:innen: Selbstbestimmung ermöglichen (<i>Saskia Eisenhardt</i>)	32
II Ausrichtung auf die Lebenswelt: Fähigkeiten für das Leben unterstützen (<i>Uta Pohl-Patalong</i>)	49
III Haltung des Zutrauens: Potenziale wertschätzen (<i>Saskia Eisenhardt</i>)	65
IV Berücksichtigung der religiös-weltanschaulichen Vielfalt: Heterogenität gerecht werden (<i>Silja Leinung</i>)	83
V Inklusion: Individuelle Lernmöglichkeiten ernst nehmen (<i>Uta Pohl-Patalong</i>)	100
VI Gendersensibilität: Geschlechterfragen wahrnehmen und Normierungen überwinden (<i>Uta Pohl-Patalong</i>)	119
VII Der Umgang mit Traditionen: Plausible Angebote gestalten (<i>Uta Pohl-Patalong</i>)	137
VIII Ermöglichung religiöser Erfahrungen: Transzendente Dimensionen eröffnen (<i>Uta Pohl-Patalong</i>)	153
IX Stärkung der Argumentations- und Urteilsfähigkeit: Begründete Positionen fördern (<i>Silja Leinung</i>)	168
X Förderung einer lebensfreundlichen Haltung: An den religiös-weltanschaulichen Überzeugungen arbeiten (<i>Uta Pohl-Patalong</i>)	184
Zum Nachschlagen: Religionsdidaktische Konzeptionen und Ansätze	205

Einleitung

Heute Religion zu unterrichten, ist anspruchsvoll – und gleichzeitig häufig sehr erfüllend. Das Fach Religion hat als Fach wie jedes andere einerseits Teil an den Herausforderungen für alle Fächer und für Schule insgesamt. Zusätzlich hat es aber als kein Fach wie jedes andere seine eigenen Herausforderungen und muss im Kontakt mit den schulischen Gesamtbedingungen eigene Wege suchen, diese zu bewältigen. Und gleichzeitig muss es die allgemeinen Herausforderungen fachspezifisch bedenken und umsetzen. Dabei kommt immer wieder der besondere Charakter des Faches zum Tragen, in dem es um die großen Fragen des Lebens, die persönlichen Themen der Schüler:innen, die Suche nach einer anderen Wirklichkeit und um vielfältige Zugänge zum Fach auf unterschiedlichen Ebenen geht.

Eine der großen Herausforderungen der Gegenwart ist die digitale Prägung der gesamten Lebenswelt und damit auch der Schule. Sie hat sich bereits in den letzten Jahrzehnten angebahnt und wird seit einigen Jahren immer wichtiger. Digitalität ist heute längst nicht mehr auf die Sphäre des Internets und der Sozialen Medien zu begrenzen, sondern sie ist zentrales Element des Alltags vor allem der jüngeren Generationen und prägt alle Bereiche der Gesellschaft. Damit beeinflusst sie unweigerlich auch den schulischen Unterricht, weil die Schüler:innen und auch die Lehrkräfte in einer von Digitalität geprägten Welt leben. Die Zugänge der Schüler:innen zu den Themen des Religionsunterrichts, ihre Art zu denken, zu fühlen und zu lernen, ihre Weise, auf das Leben zu blicken und das Leben zu gestalten, sind bereits tiefgreifend mit den Charakteristika der Digitalität verflochten. Insofern kann sich der Religionsunterricht dieser Dimension unmöglich verschließen, wenn er schüler:innenorientiert und lebensrelevant sein möchte.

Die Digitalität ist aber nicht nur bedeutsam für die Zugänge der Schüler:innen zu Religion, sondern sie hält auch immer stärker Einzug in die Unterrichtsgestaltung. Die Lockdowns in den Pandemie Jahren haben zu einem digitalen Unterrichten genötigt, das sich in diesem Ausmaß viele bis dahin kaum hätten

vorstellen können. Dabei wurden einerseits die Schwierigkeiten und Grenzen des Unterrichts aus Distanz deutlich, und zu den rein digitalen Formaten möchte wohl kaum jemand zurück. Andererseits wurden vielerorts aber auch didaktische Chancen der digitalen Medien entdeckt, die nicht nur notgedrungen den Präsenzunterricht ersetzen konnten, sondern neue Möglichkeiten eröffneten. Seitdem werden zunehmend digitale Zugänge in den Präsenzunterricht integriert. Das gilt auch für das Fach Religion, ist in ihm aber stärker mit Anfragen verbunden, ob das, was den Religionsunterricht ausmacht, mit digitalen Zugängen und Methoden nicht leidet und ob das Fach auf digitalen Wegen sein »Eigenes« bewahren kann. Ist der Unterricht mit digitalen Formen ebenso persönlich und nah an den Schüler:innen wie mit analogen? Wird man den einzelnen Schüler:innen in der Heterogenität der Lerngruppen damit noch gerecht? Ist die Beziehung und das Vertrauen zu den Lehrer:innen digital und analog in gleicher Intensität möglich? Diese und viele weitere Fragen machen deutlich, dass die digitale Prägung der Lebenswelten und des Unterrichts (auch) fachspezifisch gedacht werden muss, wenn es über Erkenntnisse wie die Bedeutung einer funktionierenden Technik, klarer Arbeitsanweisungen und aktivierender Methoden hinausgeht. Dann muss nämlich gefragt werden, welche Grundsätze im Fach Religion eigentlich gelten (sollten) und wie sich diese in der zunehmenden Digitalität in beiden Hinsichten – der digitalen Prägung der Lebenswelt einerseits und der Verwendung digitaler Elemente im (Präsenz-) Unterricht andererseits – verhalten.

Dieser Aufgabe widmet sich dieses Buch. Es identifiziert zehn Gestaltungsprinzipien des Religionsunterrichts als Grundsätze oder Leitlinien, an denen sich die didaktische Planung und Durchführung des Unterrichts orientieren kann. Alle zehn sind sowohl in der religionspädagogischen Literatur als auch in den Fachanforderungen und Lehrplänen in irgendeiner Weise zu finden, allerdings ist ihre Zusammenstellung und Ausformulierung in der Weise, wie sie hier geschieht, neu. Sicher wäre es auch möglich, sie in anderer Weise zu bestimmen – manche könnten anders genannt, manche anders zusammengefasst oder ausdifferenziert werden, manche könnten fehlen oder andere hinzukommen. Inhaltlich scheinen sie uns jedoch einen relativ weitgehenden Konsens in der Theorie und der Praxis des Religionsunterrichts zu bilden, auch wenn manches immer auch anders akzentuiert wird. In unserer Formulierung lauten sie:

- Förderung der Subjektwerdung
- Ausrichtung auf die Lebenswelt
- Haltung des Zutrauens
- Berücksichtigung der religiös-weltanschaulichen Vielfalt

- Inklusion
- Gendersensibilität
- Umgang mit Traditionen
- Ermöglichung religiöser Erfahrungen
- Stärkung der Argumentations- und Urteilsfähigkeit
- Förderung einer lebensfreundlichen Religiosität

Alle zehn Gestaltungsprinzipien erscheinen uns unverzichtbar für einen Religionsunterricht, der seinen Aufgaben und seinem Charakter gerecht werden möchte. Auch diese werden jedoch unweigerlich von der digitalen Prägung der Lebenswelt und des Unterrichts berührt und verändern sich dadurch teilweise. Wir möchten in diesem Buch zeigen, wie dies jeweils geschieht und wie es gelingen kann, diesen Grundsätzen des Faches Religion treu zu bleiben – nicht trotz der digitalen Prägungen, sondern in ihnen und mit ihnen.

Dafür gehen wir in jedem Kapitel folgende Schritte: Nachdem wir einleitend vorstellen, worum es in dem jeweiligen Gestaltungsprinzip konkret geht, fragen wir zunächst, wie sich das Gestaltungsprinzip in der heutigen Gesellschaft darstellt und in welcher Weise es von ihrer digitalen Grundierung beeinflusst wird. Wir stellen aber auch die theologischen Bezüge jedes Gestaltungsprinzips dar und beleuchten, wie es religionspädagogisch diskutiert wurde und wird. Ein kurzer Blick wird auch immer dem Spannungsfeld zwischen dem (konfessionell orientierten) Religionsunterricht einerseits und der zunehmenden religiösen Heterogenität der Schüler:innen andererseits gewidmet. Das trägt der Tatsache Rechnung, dass die Teilnahme von Schüler:innen unterschiedlicher Religionsgemeinschaften und auch ohne die Zugehörigkeit zu einer solchen in vielen Regionen Deutschlands immer stärker zur Realität gehört. Selbstverständlich sind aber die Grundlinien des Buches auch auf andere Bundesländer sowie auf Hamburg, Berlin und Bremen mit anderen Modellen als dem klassisch-konfessionellen übertragbar.

Vor allem fragen wir dann, wie sich der Religionsunterricht in Bezug auf das jeweilige Gestaltungsprinzip in der digital geprägten Welt und in der Verwendung digitaler Elemente didaktisch verändert und welche Potenziale darin liegen. Dabei werden auch kritische Töne gegenüber den aktuellen Entwicklungen laut und Schwierigkeiten benannt. Die Darstellung ist jedoch von der Überzeugung geprägt, dass ein Religionsunterricht nur zukunftsfähig wird (und bleibt), wenn er in unserer Kultur der Digitalität arbeitet und diese mitgestaltet. Dabei ergeben sich teilweise auch überraschende Chancen, die den Religionsunterricht eher in seinem Charakter bestärken, als dass sie ihn in Frage stellen.

Abschließend werden zu jedem Gestaltungsprinzip zwei praktisch ausgerichtete Impulse vorgestellt, die zeigen, wie auf dieser Basis der Religionsunterricht so gestaltet werden kann, dass er der digital geprägten Lebenswelt gerecht wird und dies mit digitalen Elementen umsetzt. Dabei haben wir auf die Empfehlung konkreter digitaler Tools verzichtet, weil diese sich zum einen beständig ändern und zum anderen die datenschutzrechtlichen Grundsätze zwischen den Bundesländern variieren. Selbstverständlich sind die Unterrichtseinheiten als Anregungen zu verstehen, die den jeweiligen Intentionen der Lehrer:innen und den Lerngruppen angepasst werden können und sollen. Auch die Hinweise, ob mit dem Impuls eher Lerngruppen in Sek I oder in Sek II angesprochen werden, sind flexibel zu verstehen, ebenso der Stundenumfang.

Das Buch ist für Lehrkräfte verfasst, die an weiterführenden Schulen Religion unterrichten. Es ist aus evangelischer Perspektive geschrieben und hat diese in den theologischen und religionspädagogischen Überlegungen überwiegend im Blick, kann aber in seinen Grundlinien auch auf den katholischen Religionsunterricht übertragen werden. Außerdem wurde das Buch vor dem Hintergrund der Form des schleswig-holsteinischen Religionsunterrichts verfasst, kann aber ebenfalls auf Religionsunterrichtsformen anderer Bundesländer angewendet werden.¹ Soweit wie möglich haben wir uns bemüht, sowohl Lehrer:innen, für die Digitalität ein selbstverständlicher Teil ihrer Lebenswelt ist, als auch solche, die mit der digitalen Dimension noch eher »fremdeln«, im Blick zu haben.

Wenn das Buch dazu beiträgt, dass Religionslehrkräfte ihr Fach in der von Digitalität geprägten Welt mit Freude und Engagement sowie souverän und sicher mit digitalen Zugängen unterrichten, hat es seinen Zweck mehr als erfüllt.

Kiel, im November 2023

Saskia Eisenhardt, Silja Leinung und Uta Pohl-Patalong

1 Dabei sind Ressourcen aus dem vom Land Schleswig-Holstein aufgesetzten Landesprogramm »Zukunft Schule im digitalen Zeitalter« eingeflossen. Das Landesprogramm zielt auf eine aktive Mitgestaltung der Kultur der Digitalität bei Lehrenden und Lernenden und wird im Auftrag des schleswig-holsteinischen Bildungsministeriums in Kooperation von den lehrkräftebildenden Hochschulen (CAU, EUF, MHL, MKH), dem IPN, dem SHIBB sowie dem geschäftsführenden IQSH umgesetzt.

Digitalität begegnen

Antonia Lüdtke

1 Digitale Welterweiterung – Loading

Digitalität ist überall.

»Digitalität« ist das schillernde *Buzzword* der Gegenwart. Ein changierender Begriff, der so viel Aufmerksamkeit erregt, dass seine Popularität einfach nicht zu vergehen scheint. Das Digitale ist *viral* – in den unterschiedlichsten Kontexten, Systemen und Diskursen wird nahezu omnipräsent und immer eindringlicher die digitale Welt thematisiert. Dazu gesellen sich epochale Bezeichnungen wie »Digitale Revolution« oder »Digitale Transformation« und weisen auf die weltumfassende Reichweite von Digitalität hin. Sie kennzeichnen eine gesamtgesellschaftliche Zäsur, die uns allen zeigt: Digitalität geht nicht »vorbei« – höchstens der Gedanke daran, dass sie vorbeigehen könnte.² Somit ist der »Relevanzfaktor« von Digitalität imposant – auch wenn dieses soziologische Leitmotiv die Menschen in der Gesellschaft bzw. die Generationen (zumindest auf den ersten Blick) zu spalten vermag in beispielsweise *Digital Natives* (diejenigen, die mit digitalen Technologien aufwachsen) und *Digital Immigrants* (diejenigen, die digitale Medien erst im Laufe ihres Lebens kennenlernen) oder *Digital Residents* (diejenigen, die im Digitalen selbstverständlich leben und verweilen) und *Digital Visitors* (diejenigen, die digitale Räume mit konkreten Vorhaben besuchen und dann auch bewusst wieder verlassen).³

2 Vgl. Pachmajer, Michael/Hentrich, Carsten: d.quarks. Der Weg zum digitalen Unternehmen, Hamburg 2016.

3 Vgl. Geisler, Martin: Kulturelle Bildung im Spannungsfeld von Digital Residents und Digital Visitors, Kulturelle Bildung online 2018, online einsehbar unter <https://www.kubi-online.de/index.php/artikel/kulturelle-bildung-spannungsfeld-digital-residents-digital-visitors> (03.11.2023).

Digitalität und Digitalisierung sind nicht das Gleiche.

Im Zuge der Coronapandemie, die oft als »Digitalisierungsschub« verhandelt wird, ist eindrücklich deutlich geworden, welches Veränderungs- und Kraftpotenzial im Digitalen liegt. Gerade weil das Digitale mittlerweile unser ganzes Leben beeinflusst, erscheint es sinnvoll, diese Veränderung mit einem entsprechend weiten Begriff zu fassen. Das Wort »Digitalisierung« reicht dafür allerdings nicht aus, da Digitalisierung vor allem die technische Komponente im Fokus hat und Prozesse der Umwandlung von analogen Formaten in digitale Technologien meint: Wenn z. B. ein Buch gescannt wird und dieser Bücherscan in eine Cloud (als digitalen Speicherort) hochgeladen wird, auf die man jederzeit und überall zugreifen kann, ist dies zwar ein technologischer Fortschritt, aber noch kein Kulturwandel.⁴

Digitalität beeinflusst das ganze Leben.

Der Begriff Digitalität hingegen bezieht sich auf mehr. Er versucht im Blick auf Technisierungsprozesse eine grundlegende Veränderung unserer ganzen Lebenswelt zu fassen: Mit der Entwicklung und rasanten Ausbreitung des Internets hat sich für die gesamte Menschheit ein völlig neues Set von Möglichkeiten und Gestaltungsräumen aufgetan. Quasi eine gänzlich andere Umgebung, die das Bekannte und bisher Dagewesene radikal umbaut: Wie wir leben, miteinander kommunizieren, unsere Beziehungen gestalten, Informationen gewinnen und austauschen, uns und andere bilden, arbeiten, produzieren, wirtschaften, einkaufen etc. – fast alles kann #digital sein und wird es zunehmend. Mit der aus der Soziologie stammenden Wendung »Kultur der Digitalität«⁵ soll genau dies zum Ausdruck kommen. Digitalität ist nicht etwas, was »nur« im Internet stattfindet. Vielmehr geht es um eine einschneidende Kulturveränderung, da die Menschen mit und durch die Entwicklung digitaler Technologien befähigt werden, selbstständig festzulegen, was für sie bedeutungsvoll ist, und dies auch mit riesiger Reichweite öffentlich kommunizieren können.

4 Vgl. dazu auch Dietzsch, Andrea/Pfister, Stefanie: Digitaler Religionsunterricht (UTB Bd. 5653), Göttingen 2022, 12–15.

5 Stalder, Felix: Kultur der Digitalität, Berlin 2016.

Digitalität schafft Bedeutungsräume für Viele.

In der Digitalität hat sich die Weise, wie etwas individuell Bedeutung gewinnt und wie Bedeutsames in der Gesellschaft geteilt wird, ganz und gar umgeformt: Zu früheren Zeiten waren es Institutionen wie Kirche und Schule oder Leitmedien wie Zeitung und Radio, die im Vorwege Informationen filterten und sie dann »vorgeordnet« im Kontext eines bestimmten Bedeutungszusammenhanges veröffentlichten. Im Prinzip war es Menschen sogar jahrhundertlang nicht möglich, ihre individuellen Gedanken, Meinungen und Ideen frei zu teilen und hörbar in der Gesellschaft zu machen. Heute haben hingegen viele Menschen die Möglichkeit, aktiv an Aushandlungsprozessen von sozialer Bedeutung teilzunehmen. Auf die Frage hin »Was ist wichtig?« können nun alle Antworten produzieren, publizieren und sich dazu in Beziehung setzen. Die kulturellen Möglichkeiten haben sich demzufolge enorm vervielfältigt⁶, und diese Vielfalt kommt zu einem ihr entsprechenden Ausdruck in der Gesellschaft.

Digitalität wurzelt nicht allein in Technik.

Allerdings sind neue Technologien und Medien nicht die alleinige Ursache des skizzierten Wandels. Digitalität ist nicht erst durch technischen Fortschritt entstanden, sondern hat tiefere kulturelle Wurzeln. Sie hat sich vor dem Hintergrund bereits länger andauernder gesellschaftlicher Bewegungen (wie z. B. die Arbeiterbewegung, die Bürgerrechtsbewegung oder die Frauenbewegung) herausgebildet.⁷ Den unterschiedlichen Bewegungen ist gemein, dass sie Wege bzw. Räume brauchten, um das, was ihnen wichtig war, zu artikulieren und für die Gesellschaft sichtbar zu machen. Aus dieser Bedürfnislage heraus und gleichzeitig aber auch in sie hinein entwickelten sich digitale Technologien, welche die Welt revolutionierend erweiterten und eine »Many-to-Many-Kommunikation« eröffneten. Ein guter Vergleichspunkt dafür ist der Buchdruck, der als erstes Massenmedium der Geschichte nicht nur eine technologische Errungenschaft bildete, sondern das Problem des Bildungsmonopols von Adel und Klerus löste. Ohne das Bedürfnis der Menschen in der damaligen Gesellschaft nach selbstständiger Wissensaneignung (auch wenn es noch nicht explizit artikuliert wurde) wäre womöglich die Technik des Buchdruckes nicht hervorgebracht

6 Vgl. a. a. O., 10.

7 Vgl. Nassehi, Armin: Das große Nein. Eigendynamik und Tragik des gesellschaftlichen Protests, Hamburg 2020, 40 und Stalder, Felix: Grundformen der Digitalität, in: agora42 (2017/2), 24–29, online einsehbar unter <https://agora42.de/grundformen-der-digitalitaet-felix-stalder/> (03.11.2023).

worden. Denn soziologisch betrachtet hängen Technizität und gesellschaftliche Bedürfnisse, Strukturen bzw. Probleme miteinander zusammen.⁸

Digitalität versucht Komplexität zu reduzieren.

In unserem Hier und Jetzt kann die Komplexität der Welt als das Grundproblem identifiziert werden, für welches das Digitale als Leittechnik eine Lösung zu finden versucht.⁹ Komplexität meint im Kern das Moment der Ungewissheit bzw. Uneindeutigkeit. Im gesellschaftlichen Aufbruch zur Erkenntnis »Es könnte auch anders sein« – in nahezu allen Lebensbereichen! – liegt demzufolge das Tor zur Komplexität des Weltverstehens und -gestaltens. Vereinfacht gesagt, reagieren digitale Techniken (rückwirkend betrachtet) auf diesen Sprung in die Komplexität und das damit einhergehende Bedürfnis der Menschen nach einer veränderten Art des sich Zurechtfindens. Digitalität erwächst in dieser Betrachtung aus dem »Problem« der komplexen und nicht zu durchschauenden Mehrdeutigkeit der Welt und versucht diese »händelbar« zu machen, sodass Menschen sich in ihr (besser) bewegen können. In dieser Lesart ist Digitalität dann vielleicht auch nicht so neu, wie wir bisher dachten, denn die Entfaltung von Komplexität kann bis in die gesellschaftliche Moderne im 19. Jh. zurückverfolgt werden.

2 Digitale Weltvernetzung – Entering

Digitalität ist keine »zweite« Welt.

Zunächst erschien uns jedoch das digitale Neuland wie eine komplett andere Welt, die der dinglichen Welt – oder besser: dem echten Leben – gegenüberstand bzw. »daneben« existierte. Digitale Bewegungen und Handlungen erforderten anfangs ein aktives Eintreten und Austreten – Login und Logout – an einem zunächst noch fixen Standort, wie beispielsweise einem PC mit Kabel-Internetverbindung. Das Netz war noch stationär – der Mensch entweder online oder offline. Dieses »entweder – oder« entpuppte sich jedoch mit der Fortent-

8 Vgl. zur sogenannten »techniksoziologischen Perspektive« sehr ausführlich Nassehi, Armin: *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*, München 2019, 11–27 und 28–66.

9 Vgl. Nassehi, Armin: *Das Problem, das die Digitalisierung löst? Komplexität*. Podcast eines Vortrages von Armin Nassehi, online abrufbar unter <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/soziologe-armin-nassehi-digitalisierung-kann-das-problem-der-komplexitaet-loesen> (03.11.2023).

wicklung des Internets als ein Scheinbild: Das Internet lernte rasch »laufen«, Datenmengen und ihre Verarbeitungen wuchsen sehr schnell zu »Big Data« an. Spätestens mit dem signifikanten Einzug der Smartphones in die alltägliche Lebenswelt der Menschheit ist klar, dass die digitale Sphäre quasi allorts betreten werden kann. War die digitale Welterweiterung anfangs noch an den Rändern der Gesellschaft gelegen, hat sie nun ein komplexes Netz bis ins Zentrum der Welt gespannt.

Das Smartphone dient als Durchgangstor.

Smartphones dienen seitdem als prominenteste »Kulturzugangsgeräte«¹⁰, weil sie als mobile Computer das Internet mit seiner Vielzahl digitaler Räume in unsere Handflächen bringen. Mithilfe dieses physisch-materiellen Mediums erlangen immer mehr Menschen auf allen Kontinenten Zugang zur Kultur der Digitalität und können dadurch zu jeder Zeit an ihr teilhaben. Besonders eindrücklich geschieht dies durch das Vernetzen verschiedener Denkwelten von Menschen, durch das immer wieder neue Bedeutungszuweisungen geschaffen werden können:

»Es [sc. das Smartphone] enthält auch Teile unseres Gehirns (wenn wir unser Gedächtnis dorthinein auslagern, was ich mit Freude tue), und durchs Teilen im Netz und das Netzwerken als Kommunikationsverfahren sind wir mit diesem Gerät und den damit erreichbaren sozialen Medienformen, mit denen und in die hinein wir unser Denken erweitert haben, untrennbar verwoben mit anderen Teilnehmern der Netzwelten und deren Gehirnen. Alexander v. Humboldt musste überall hinreisen, um sich Informationen aus der Welt zu holen. Das hat ihn zu einem seine Kultur überragenden Menschen gemacht. Das Kulturzugangsgerät bringt alles zu mir.«¹¹

Dennoch erzeugen Smartphones nicht von selbst Sinn – dafür braucht es User:innen mit Bewusstsein *und* einem »Identitätstrieb«. Technische Medien wie Smartphones verspüren keinen »Drang« die Welt zu verstehen oder zu erklären – Menschen hingegen schon. Sie machen sich immer wieder mit neuen Fragen und Antworten auf den Weg und benötigen dabei mitunter Hilfsmittel, um zumindest die Option zu haben, ihre Lebensumwelt in allen Sphären zu erkunden. Am Beispiel des Smartphones kann also gut verdeutlicht werden, dass

10 Rosa, Lisa: Kulturzugangsgerät, kleine Abhandlung, Blogbeitrag vom 21.10.2014, online einsehbar unter <https://shiftingschool.wordpress.com/2014/10/21/kulturzugangsgerat-kleine-abhandlung/> (03.11.2023).

11 Rosa, Kulturzugangsgerät.

es bei den neuen digitalen Medien nicht vorrangig um eine sog. *toolification* oder *devicification* im Sinne einer Fixierung auf digitale Applikationen oder technische Geräte (vom englischen Wort *tool/device* für Werkzeug/Gerät) geht.¹² Sie bilden vielmehr omniprärente »Durchlässigkeits- bzw. Anknüpfungspunkte« der digitalen Weltvernetzung.

Menschen sind weder offline noch online.

Vor diesem Hintergrund erscheint eine strenge Zweiteilung zwischen offline und online, analog und digital, real und virtuell, echt und unecht etc. nicht mehr wirklichkeitsnah, weil sich alles immer mehr gegenseitig durchdringt und teilweise miteinander verschmilzt. Menschen stehen immer weniger nur in digitalen Räumen oder nur in analogen Umgebungen. Sie sind *onlife*¹³ unterwegs – also in einer Wirklichkeit, die sich als Lebensraum zwischen dem Virtuellen und Physischen zeigt. Anschauliche Beispiele lassen sich im Kontext des sog. *Internet of Things* (IoT) finden: Hier werden – verallgemeinernd gesprochen – materielle Dinge (things) mit der virtuellen Welterweiterung (Internet) verbunden und miteinander vernetzt. So kann beispielsweise der erste Kaffee gebrüht werden, bevor man aufsteht; das vernetzte Auto umfährt *smart* den Unfallstau auf dem Arbeitsweg; die Raumtemperatur wird via App geregelt, und die Smartwatch behält als *Wearable* (also ein am Körper getragenes kleines vernetztes Computersystem) alle Vitalfunktionen im Blick und sagt an, wann es wieder Zeit ist, körperlich aktiv zu werden. Die Interaktionen zwischen Mensch und Maschine, Maschine und Maschine sowie Mensch und Mensch werden kontinuierlich weiter entgrenzt, sodass die Übergänge immer nahtloser (*seamless*) anmuten.

So bildet der technische Fortschritt immer stärkere Formen der *Immersion* (vom lateinischen Wort *immersio* für »Ein-, Untertauchen«) aus: Menschen können virtuell generierte Räume (*Virtual Reality/VR*) mittlerweile so intensiv nutzen, dass sie ganz – also auch körperlich – darin versinken. Je höher die Immersion ist, desto stärker fühlen sich Menschen in der virtuellen Welterweiterung präsent. Wer in virtueller Umgebung fliegt und den Windstrom auf der Haut spürt, ist »voll drin«. Die Vermischungen von physischen und digitalen Räumen werden jedoch vor dem Hintergrund sich rasch fortentwickelnder *Mixed Reality*-Technologien (*MR* oder *XR*, wie beispielweise die bald erscheinende

12 Vgl. zu diesem Begriff den Vortrag von Nishant Shah auf der re:publica 2010: Digital Natives with a cause?, online einsehbar unter <https://youtu.be/Cz4KoL3jzi0> (03.11.2023).

13 Der italienische Philosoph Luciano Floridi hat diesen Neologismus geschaffen in seiner philosophischen Analyse des Internetdiskurses, vgl. Floridi, Luciano: Die 4. Revolution. Wie die Infosphäre unser Leben verändert. Übersetzt aus dem Englischen von Axel Walter, Berlin 2015.

»Apple Vision Pro«-Brille) immer dichter und ausgeprägter: So wird die »natürliche« Welt nicht mehr »nur« durch virtuelle Einblendungen auf einem Bildschirm erweitert (*Augmented Reality/AR*), sondern die *Mixed Reality* eröffnet ein weites Spektrum »physisch-digital«, in welchem Interaktionen zwischen dinglichen und virtuellen Objekten in Echtzeit möglich sind. So könnten z. B. anatomische 3D-Modelle von CT-Scans direkt in einen OP-Raum projiziert werden und Chirurg:innen während ihrer Arbeit unterstützen.

Digitalität birgt Stolpersteine.

In der Digitalität findet sich eine Vielzahl von Optionen für den Menschen, seine Lebenswelt zu gestalten. Die digitale Welterweiterung steigert somit die bereits vorhandene Multioptionalität noch einmal außerordentlich. Menschen müssen dann aber auch noch stärker auswählen als bisher, was für das eigene Leben Relevanz haben könnte. Chance und Bürde liegen hier nah beieinander, und es kann viele Gründe geben, Vorbehalte¹⁴ gegenüber Digitalität zu hegen: Unbekannte und nicht transparente Machtstrukturen, Mobbing, fehlendes Wissen bzw. wenig vorhandenes digitales *Know-how*, Datenmissbrauch, Scheinidentitäten, Auflösung der Privatsphäre oder *Fake News* – um nur einige zu nennen. Auch das Smartphone-Fasten – der *Digital Detox* – hat Konjunktur: Wem die digitale Abhängigkeit als Störung bewusst wird, dessen (spontane) Reaktion ist häufig der Versuch eines kompletten Verzichtes auf (Social-Media- oder) Smartphone-Gebrauch – mit mehr oder weniger Erfolg (interessanterweise gibt es selbst für dieses Vorhaben Apps zur Unterstützung).

Digitalitätsvermeidung hat Konsequenzen.

Doch es zeigt sich immer wieder, dass eine Dämonisierung des Digitalen wenig weiterführend ist. Auch der graduelle oder komplette Verzicht auf digitale Medien ist schwer für längere Zeit durchführbar und bringt nicht immer den erwünschten »Erholungs- bzw. Glückseffekt« mit sich.¹⁵ Manchmal hat die di-

14 Vgl. dazu ausführlich: Spitzer, Manfred: Digitales Unbehagen. Risiken, Nebenwirkungen und Gefahren der Digitalisierung, München ²2020.

15 So kommt beispielsweise eine empirische Untersuchung der University of California zum Thema »Restricting Digital Media« zu der Conclusio: »[...] our results suggest that smartphone users may be better off keeping calm and carrying on.« Walsh, Lisa/Regan, Annie/Okabe-Miyamoto, Karynna/Lyubomirsky, Sonja: Does putting away your smartphone make you happier? The effects of restricting digital media and social media on well-being, Riverside 2021, online einzusehen unter <https://doi.org/10.31234/osf.io/c3phw> (03.11.2023), 34.

gitale Enthaltensamkeit oder eine »Digitalitätsverweigerung« sogar negative Auswirkungen, wie z. B. die Gefahr der Isolation bzw. des »Außenseiter:in-Seins«: Wer die digitalen Welterweiterungen konsequent meidet, entzieht sich einem immer größer werdenden Handlungsraum unserer Lebenswelt. Die *conditio digitalis* gehört zur gelebten Wirklichkeit der Welt. Sie ist keine Antithese einer alten Realität, sondern neue Normalität.

3 Merkmale von Digitalität – Exploring

Die digitale Weltvernetzung zeichnet sich wesentlich durch eine große Unübersichtlichkeit, einen nahezu chaotischen Informationsüberfluss und ein permanent anwachsendes »Zuviel« aus. Es gibt jedoch einige Merkmale der digitalen Sphäre, die so typisch für digitale Räume sind, dass es sinnvoll erscheint, sich diese zu vergegenwärtigen. Einerseits kann dies hilfreich sein beim persönlichen Navigieren in der gegenwärtigen Weltkomplexität. Andererseits ist es besonders für die Gestaltung von Lehr-Lern-Räumen in der digitalen Welterweiterung wichtig zu verstehen, was Digitalität ausmacht. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit werden im Folgenden nun wesentliche »Digitalitätsmerkmale« kurz skizziert:

»Was finde ich wichtig?« – Das individuelle Bezugssystem:

In der Informationsflut der Welt müssen Menschen auswählen, was für sie persönlich wichtig ist. Dabei müssen sie bereits entscheiden, worauf sie ihre Aufmerksamkeit lenken, ohne dass sie alle Möglichkeiten überblicken könnten. Vor diesem Hintergrund benötigen Menschen in der digitalen Welterweiterung Bezugspunkte, um sich überhaupt zurechtzufinden und in die Lage versetzt zu werden, Bedeutsames für das eigene Leben zu erkennen und zu fokussieren. Zur Digitalität gehört demnach als elementares Merkmal das Erstellen eines eigenen Gefüges von Bezügen (»Referenzialität«¹⁶), durch welches ein ganz persönlich »zugeschnittener« Welthorizont erwächst.

Ein solch individuelles Bezugssystem schaffen wir uns durch den Aufenthalt in digitalen Räumen: Hier suchen wir nach Informationen und Impulsen zu Themen oder Fragen, die uns interessieren, und bringen die Aspekte bzw. »Fundstücke«, die uns ansprechen, in einen Zusammenhang mit anderen Bereichen in unserem Leben, die uns reizen oder begeistern. Wir filtern, weil wir

16 Stalder, Grundformen.

unsere Aufmerksamkeit nur auf das lenken möchten, was uns neugierig macht oder in unser Interessensgebiet fällt, und »ordnen« so die Komplexität, der wir begegnen. Wir bewerten, ob uns etwas gefällt (oder nicht), und wir teilen (vorrangig auf *social media*) das, was wir als besonders sinnvoll (oder besonders unsinnig) sehen, mit anderen Menschen:

So schließen wir uns beispielsweise einer veganen Rezeptgruppe auf Facebook an, abonnieren einen Yoga-Kanal auf YouTube, sind Follower:innen von Sinnfluencer:innen, echauffieren uns (sicht- oder unsichtbar) über unreflektierte Kommentare zum aktuellsten Artikel auf ZEIT ONLINE oder updaten unseren Status auf WhatsApp mit der gerade gelaufenen Bestzeit, nachdem wir das dort hochgeladene Einschulungsbild des Patenkindes »geherzt« haben, etc. – die Aufzählung lässt sich nahezu unerschöpflich fortführen.

All dies sind illustrierende Beispiele für bezugnehmende – referenzielle – Handlungen, mit welchen Menschen an ihrem persönlichen Bezugssystem »bauen«. Gleichzeitig ist das Bauen am eigenen Weltzuschnitt potenziell immer auch ein »Mitbauen« an den Bezugssystemen von anderen Menschen: Vielleicht entdecke ich erst etwas, was mir wichtig ist, weil andere mir zeigen, was ihnen bedeutsam ist, oder ich lenke die Aufmerksamkeit einer anderen Person durch mein »Guck – das finde ich wichtig!« auf etwas, das für ihr Leben relevant werden könnte. Dieser Aspekt ist somit stark verknüpft mit dem nächsten Merkmal:

»Mit wem kann ich das, was für mich wichtig ist, teilen?« –
Der wirksame Gemeinschaftssinn:

Individuelle Bezugssysteme entstehen und wachsen in Gemeinschaft. Menschen bewegen und orientieren sich nicht allein in der digitalen Weltvernetzung, sondern suchen und brauchen andere Menschen, um eigene Bezugspunkte zu entdecken, mit weiteren zu vernetzen oder von anderen zu »entnetzen«¹⁷. Aus diesen Verbindungsbewegungen (Konnektivität) können sich persönliche und gemeinschaftliche Handlungs- und Deutungswege entwickeln. Gemeinschaftlichkeit¹⁸ erfüllt dabei gleich mehrere Funktionen: Einerseits werde ich durch *communities*, die sich um bestimmte Lebensbereiche in der digitalen Sphäre bilden, auf Themen aufmerksam gemacht, die ich vielleicht vorher in meinem Welthorizont noch nicht erblickt habe – aber gerne auf meine Weise darin integrieren möchte. Andererseits kann in Gemeinschaft Resonanz erfahren werden,

17 Wenn Netzwerke zu verstrickt oder »übervernetzt« sind, kann es zu Entnetzungsversuchen innerhalb eines Netzwerkes kommen, indem beispielsweise alle Interaktionen eingestellt werden. Vgl. dazu ausführlich: Stäheli, Urs: Soziologie der Entnetzung, Berlin 2021.

18 Vgl. Stalder, Grundformen.

als ein wechselseitiges Einander-Antworten auf die einzigartigen Weltzuschnitte eines jeden Menschen. Menschen streben nach dieser Rückmeldung, weil sie auf diese Weise spüren, dass sie mit der Welt, in der sie leben, in Beziehung stehen.¹⁹ Wenn ich also in einer *community* etwas für mich Bedeutungsvolles teile, gebe ich anderen Menschen die Möglichkeit, darauf durch beispielsweise ein *Like*/»Gefällt mir«, ein Herz oder einen Kommentar zu reagieren. Ich erhoffe mir dabei – bestenfalls – eine Wertschätzung oder lobende Bestätigung der Dinge, die ich als relevant ausgewählt habe (so gibt es z. B. keine *Dislike*/»Gefällt mir nicht«-Funktionen (mehr)). In digitalen Räumen können so Individualitäts- und Gemeinschaftsgefühl gleichzeitig entstehen, da ein Like sowohl ein verbindendes »Ja! Das sehe ich ganz genauso!« als auch ein persönliches »Oh, wie interessant! Das könnte für mich Bedeutung gewinnen!« meinen kann.²⁰

Schließlich bilden digitale *communities* auch Räume für eine gemeinschaftliche Sinnsuche. In einer Gruppe, in welcher Menschen durch eine »geteilte Lebensrelevanz« verbunden sind, können die relevanten Themen/Fragen gemeinsam – also kollaborativ und kokreativ – betrachtet werden. Hier wird kooperativ gefiltert, wahrgenommen und gedeutet, sodass neue Ideen oder Perspektiven ausprobiert und ausgetauscht werden können. Wenn verschiedene Menschen gemeinsam auf etwas blicken, das ihnen wichtig ist – sozusagen in Heterogenität mit geteiltem Relevanzfokus – kann ein wirklich produktiver Ermöglichungsraum entstehen. Eine Gruppe von zusammenarbeitenden und kollektiv denkenden Menschen könnte gemeinsam zu intelligente(re)n Sinnzuweisungen, Entscheidungen oder Problemlösungen kommen (»Schwarmintelligenz«) und wertvolle Beiträge für eine (Wissens-)Gesellschaft erstellen. Zudem verstärken die schnellen und direkten Feedbackmöglichkeiten individuelles Resonanzgefühl und gemeinschaftliches Verbundenheitsgefühl zugleich. Dabei kommen vor allem in digitalen Räumen Menschen zusammen, die sich sonst vielleicht nicht begegnet wären. Kontakte lassen sich hier gerade im Blick auf geteilte Interessensbereiche schnell, unkompliziert und unverbindlich knüpfen – oder beenden.

19 Vgl. dazu ausführlich Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016.

20 Vgl. Stalder, Grundformen.

»Welche Rolle nehme ich im Communitydiskurs ein?« –

Die asymmetrische Augenhöhe:

Obwohl Unterhaltungen bzw. Begegnungen in digitalen Räumen eher auf Augenhöhe stattzufinden scheinen, sind Gemeinschaften in der digitalen Welt-erweiterung nicht hierarchiefrei. Zwar duzen sich hier fast alle, und prinzipiell steht es jedem Gruppenmitglied frei, sich zu jedem Input offen zu äußern. Dennoch bauen sich in digitalen Gemeinschaften Hierarchien auf, weil Menschen in ihnen unterschiedlichen Einfluss ausüben: So können beispielsweise Personen, die sehr oft etwas posten/kommentieren und damit viele Likes bzw. weitere Kommentare generieren oder aber bereits zahlreiche Follower:innen um sich scharen, interne Gruppenbewegungen stärker lenken bzw. beeinflussen als andere Mitglieder. Womöglich verfügen sie auch über eine höhere Glaubwürdigkeit (*credibility*), sodass sie als bevorzugte Informationsquelle von den Gruppenmitgliedern genutzt werden.

Auf *social media* wird diese »flache« Hierarchieform in den *communities* auch visuell gestaltet: So bekommen zum Beispiel in Facebookgruppen bestimmte Gruppenmitglieder Abzeichen (*Badges*), wenn sie sich durch besondere Aktivitäten hervortun, wie beispielsweise den Beginn vieler Diskussionen (*Conversation Starter*), das Anregen von vielen Kommentaren (*Conversation Booster*) oder das Teilen von Fotos und Videos, die vielen anderen Mitgliedern gefallen (*Visual Storyteller*). Auf diese Weise können insbesondere neue Gemeinschaftsmitglieder (die selbstredend auch als solche gekennzeichnet werden) relativ schnell die vorhandenen Gruppenstrukturen erfassen. Anders auf Instagram: Dort gibt es Badges für verifizierte Profile (mit realen Identitäten dahinter) zur Authentizitätssteigerung, und künftig sollen Accounts von Creator:innen und Unternehmer:innen mit auffallend hohen Profilbesuchen *Trending Badges* verliehen werden, damit sie noch erkennbarer aus der Masse an Profilen herausstechen können. Überdies können User:innen gegen Geld während einer Live-Übertragung Abzeichen kaufen, um Creator:innen zu unterstützen und sich selbst sichtbarer zu machen – je größer die Investition, desto mehr leuchtet das eigene Profilbild, desto mehr Herzen erscheinen neben dem eigenen Namen und desto mehr heben sich die eigenen Kommentare von den anderen ab. Die Symmetrie der Kommunikation auf Augenhöhe gerät an diesen Stellen in Schiefelage.²¹

21 Dies lässt die offene Frage »wem man aus welchen Gründen überhaupt glauben darf, kann und soll« noch komplexer erscheinen, vgl. Schlag, Thomas/Yadav, Katharina: Bildungsbeziehungen in der Ankunftszeit des Metaversums – eine religionspädagogische Sensibilisierung, in: ZPT 75 (2023), 163–181, 178.

»Das könnte dich interessieren!« – Der vorfilternde Algorithmus:

Das Informationsdickicht und der Datenschwung der digitalen Welterweiterung überfordern so gewaltig, dass Menschen – auch wenn sie in Gemeinschaften unterwegs sind – noch mehr Unterstützung benötigen, um sich in der Undurchschaubarkeit zu orientieren. Sie brauchen weitere Ordnungshilfen, um handlungsfähig(er) zu werden – Werkzeuge, um die große Unordnung individuell zu strukturieren. Im Zuge der Digitalisierung wurden und werden zu diesem Zweck immer mehr Algorithmen entwickelt und eingesetzt. Mittlerweile prägen sie unseren Alltag bewusst und unbewusst so stark, dass sie aus der Gesellschaft nicht mehr wegzudenken sind: Sie stecken im Navigationssystem, in der Wettervorhersage, der medizinischen Versorgung, der Partnerschaftssuche, der Spracherkennung usw. – Algorithmen sind allgegenwärtig.

Ein Algorithmus ist ein automatisiertes und somit maschinengestütztes Verfahren, welches die riesigen Datenmengen nach bestimmten Mustern oder Zusammenhängen durchforstet und analysiert. Somit löst ein Algorithmus eine bestimmte Suchaufgabe oder ein Problem anhand eines eindeutigen mathematischen Lösungsplans. Diese Berechnungswege sind eine endlich festgelegte und im Vorweg definierte Abfolge von bestimmten Schritten, die zu einem bestimmten Effekt einer Anweisung führen.

Ein Beispiel dafür ist die Bewertung des Körpergewichtes mittels des sogenannten Body-Mass-Index (BMI): Hier soll das Ergebnis der mathematischen Formel »Gewicht/Körpergröße²« Auskunft darüber geben, ob Menschen als adipös einzustufen sind. Dies kann einerseits hilfreich sein, andererseits aber auch in die Irre führen, weil das Ergebnis nichts darüber aussagt, wie sich das Körpergewicht genau verteilt. So könnten besonders durchtrainierte muskulöse Menschen auf der Grundlage eines »BMI-Algorithmus« paradoxerweise Empfehlungen für gewichtsreduzierende Produkte bekommen.

Algorithmen wirken vorausschauend bzw. antizipativ, indem sie beispielsweise anhand des bisherigen Suchverlaufs individueller Nutzer:innen von Internetsuchmaschinen (wie Google) berechnen, was die entsprechenden Personen wahrscheinlich interessieren könnte. Verschiedene Menschen erhalten vor diesem Hintergrund bei der Eingabe desselben Suchbegriffes unterschiedliche Ergebnisse mit variierendem Ergebnisranking. Algorithmen versuchen folglich den Geschmack der Menschen zu »treffen« durch persönlich zugeschnittene (*customized*) Werbung beim Onlineshopping, durch eine Vorauswahl an Beiträgen und Kanälen auf *social media* oder durch Vorschläge für neue Musik, Filme und Serien auf Spotify, Netflix und Co. *Big Data* wird auf diese Art und Weise in kleine handhabbare »Häppchen« vorsortiert, weil User:innen nur für

sie (wahrscheinlich) relevante Inhalte und Informationen angezeigt bekommen. Das macht einen Überblick und eine Auswahl für den einzelnen Menschen zwar zunächst einfacher, allerdings auch auf andere Weise komplexer:

Algorithmen sind nicht »neutral«. Sie stecken voller Vorurteile und Fehler, weil sie von irrtumsfähigen Menschen »programmiert« wurden. Auch die Daten, die Algorithmen verarbeiten, beschreiben die Welt nicht, wie sie ist, sondern sind selbst Ausdruck subjektiver menschlicher Beobachtungen und Deutungen. Hinzu kommt, dass es nahezu immer intransparent bleibt, welche Rechenschritte ein Algorithmus mit welchen Parametern vollzieht (sog. *Black Box*).

So müssen Menschen Ergebnisse und Antworten, die beispielsweise *ChatGPT* generiert, selbstständig kontextualisieren und kritisch nutzen. Algorithmen beeinflussen somit, wie wir Menschen die Welt sehen. Sie können uns helfen, Informationen zu filtern, Alltagsroutinen zu verkürzen und Entscheidungen zu treffen – aber sie nehmen uns das eigenständige Denken und Handeln keineswegs ab. Und sie bergen die Gefahr, unkritisch übernommen zu werden.

»Ich sehe nur das, was ihr auch seht« –

Die risikoreiche Filterblase und die digitale Stammeskultur:

Wenn wir in der digitalen Weltvernetzung unterwegs sind, haben wir einerseits scheinbar unendliche Möglichkeiten, unsere Lebenswelt zu schauen, zu deuten und zu gestalten. Vermutlich gerade deswegen besteht die Gefahr, nur noch »Gleichgesinnte« wahrzunehmen und den eigenen Welthorizont dadurch stark zu verengen. Sowohl die vorsortierenden Algorithmen als auch die durch gemeinsame Themen verbundenen *communities* bergen das Risiko, sich nur selbst zu bestätigen.

Weil Algorithmen nur »Passendes« suchen und bereits vorhandene Muster wiederholen, begünstigen sie somit die Bewegung, Gleiches aus Gleichem zu schaffen und ein Areal abzustecken, welches als *Filter Bubble*²² bezeichnet wird. In einer solchen »Informations- bzw. Perspektivenblase« werden die Sicht und der Bezug auf alles andere drumherum erschwert oder verstellt. Ein *thinking outside the bubble* ist manchmal kaum noch möglich. Natürlich ergibt es Sinn, dass dem vegan lebenden Menschen kein 12-Stunden-Pulled-Pork-BBQ-Rezept ans Herz gelegt wird. Aber für eine homophob fühlende Person, die sich nur in entsprechenden *communities* aufhält und dort lebensfeindliche Äußerun-

22 Der Begriff geht auf den Internetaktivisten Eli Pariser zurück, vgl. z. B. Pariser, Eli: *Filter Bubble – Wie wir im Internet entmündigt werden*, München 2011, 17.

gen multipliziert, wäre ein maschinell unterstütztes Angebot an Informationen außerhalb dieser »Blase« vielleicht perspektiverweiternd oder gar -verändernd.

Besonders solche *communities* können ihre Mehrperspektivität (die eigentlich jede Gemeinschaft ausmacht) durch eine übersteigerte Selbstbestätigung verlieren und monoperspektivisch werden. Wenn Menschen beginnen, sich in Gruppen von ihrer Umwelt »abzuschotten«, sich nur noch auf einseitige und möglicherweise falsche Informationsquellen beziehen (*Fake News*) und sich darüber hinaus immer wieder gegenseitig in ihren (womöglich extremen) Positionen bestätigen bzw. diese wiederholen (»Echokammer-Effekt«), kann dies Anfeindungen und Radikalisierungen verstärken. Im Zuge dieser und ähnlicher Dynamiken können sich jedoch auch neue soziale Gemeinschaften entwickeln, die Strukturen eines Stammes aufweisen (sog. »Digitaler Tribalismus«).²³ Mitglieder eines »digitalen Stammes« sind untereinander in der Digitalität extrem eng vernetzt und vom Rest der digitalen Öffentlichkeit weitestgehend entnetzt, sodass ein Austausch kaum noch oder gar nicht mehr stattfindet. Das Kriterium für die Informationsbeschaffung und -bewertung ist die Dienlichkeit für den eigenen Stamm:

»Eine Information wird nicht anhand von Kriterien wie wissenschaftliche Standards der Beweisführung oder gar der Anschlussfähigkeit an das allgemeine Weltverständnis beurteilt, sondern einzig und allein danach, ob sie den Werten und Zielen des Stammes entspricht. ›Gut für unsere Seite‹ und ›wahr‹ beginnen eins zu werden.«²⁴

Falschinformationen entstehen im Kontext digitaler Stämme demnach weniger durch technische »Algorithmusprobleme« wie Filterblasen, die zu Uninformiertheit und verengter Weltsicht führen können. Vielmehr suchen digitale Stammesmitglieder nur das, was gut in das eigene Weltbild passt (der sog. »Bestätigungsfehler«/*Confirmation Bias*), und artikulieren es als Individuum in Gruppenbeziehung in einer »Die gegen uns«-Logik. Individuelle Weltwahrnehmung und Gruppenidentität fallen in der digitalen Stammeskultur zusammen.²⁵

23 Vgl. dazu ausführlich und anschaulich Seemann, Michael/Kreil, Michael: Digitaler Tribalismus und Fake News, 2017, online einsehbar unter <https://ctrl-verlust.net/DigitalerTribalismusUndFakeNews.pdf> (03.11.2023).

24 Roberts, David: Donald Trump and the rise of tribal epistemology, 2017, online einsehbar unter <https://www.vox.com/policy-and-politics/2017/3/22/14762030/donald-trump-tribal-epistemology> (03.11.2023).

25 Vgl. a. a. O., 23.

Filterblasengefangenschaft und digitale Stammesbildung müssen nicht zwangsläufig geschehen. Es ist jedoch enorm wichtig, sich diese Gefahren vor Augen zu führen und dem gerade auch im Bildungsbereich entgegenzuwirken.

»Ist das wirklich relevant für mich?« –
Die begrenzte Aufmerksamkeitsressource:

Die überwältigende Informationsdichte, mit der Menschen heute leben, führt weiter zu veränderten Formen der Aufmerksamkeit. Angesichts der enormen Informationsfülle erfolgt die Informationsverarbeitung immer eingeschränkter,²⁶ weil Aufmerksamkeit und somit Lebenszeit begrenzt ist. Vor diesem Hintergrund lässt sich eine »Koppelung« von Relevanz und Beschleunigung beobachten: Wenn etwas nicht schnell genug relevant erscheint, wird es mit großer Wahrscheinlichkeit ebenso zügig wieder verworfen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, dass Dinge immer kompakter und zugleich innovativer aufbereitet werden müssen, damit sie überhaupt die Aufmerksamkeit von Menschen erregen. Menschen muss etwas geboten werden, damit sie bereit sind, ihre kostbare Lebenszeit zu investieren, mit der es angesichts der Informationsüberflutung um sie herum sparsam umzugehen gilt. So ködern beispielsweise reißerische Überschriften, Bilder und/oder Teasertexte die Aufmerksamkeit von Menschen für bestimmte (oft zu bezahlende) Beiträge auf Internetseiten (»Clickbaiting«); Filme und Serien werden mittlerweile auf *social media* mit einem nur wenige Sekunden andauernden Trailer für den Trailer beworben (quasi als Vorausschau für die Vorausschau); Nachrichten werden »häppchenweise« im 140-Zeichen-Twitter/X-Format präsentiert, und generell zeichnet sich der (Video-)Trend »je kürzer, desto besser« ab.

Diese Schnelllebigkeit verändert auf neuronaler Ebene nicht nur die Art und Weise der Aufmerksamkeitserregung, sondern auch unsere Aufmerksamkeitsdauer. Es fällt uns zunehmend schwerer, die Aufmerksamkeit über einen längeren Zeitraum zu halten, weil das menschliche Gehirn sich den digitalen Welterweiterungen anpasst. Viele empirische Studien belegen, dass die durchschnittliche Aufmerksamkeitsspanne eines erwachsenen Menschen in den letzten Jahren drastisch gesunken ist: Von mehreren Minuten bis hin zu einigen Sekunden. Etwas provozierend (also aufmerksamkeitsfördernd) könnte man

26 Vgl. das sog. »Informationsparadoxon« von Noam, Eli M.: Systemic Bottlenecks in the Information Society, in: Lange, Ulrich Thomas/Goldhammer, Klaus (Hg.): Exploring the Limits. Europe's Changing Communication Environment, Berlin u. a. 1996, 35–44, 36: »Je mehr Informationstechnologie wir haben, und je mehr Wissen wir produzieren, desto mehr hinken wir der Informationsverarbeitung hinterher.«